



Robert Sparber ist Buchhalter im öffentlichen Dienst und lebt mit seiner Lebensgefährtin Herta in Stange bei Sterzing. Er ist leidenschaftlicher Sportler und Tourenleiter beim AVS.

Notbiwak am Mt. Blanc

Vergangenen Sommer mussten wir wegen eines schnellen starken Wetterumschwunges im Mont Blanc Gebiet rund 16 Stunden auf einer Höhe von 4.300 m verbringen. Bei Gewitter und Schneesturm. Wir - das sind Herta und Robert, zusammen mit unseren beiden Seilpartnern und einer weiteren „fremden“ Zweierseilschaft – haben dabei glücklicherweise Unterschlupf in einer Gletscherspalte bzw. einem Bergschrund gefunden, was das Ausharren über den Nachmittag und die Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen leichter gemacht hat.

von Robert Sparber

„Ja, aber man weiß es nie ... Und eigentlich habe ich ihn immer dabei, besonders auf größeren Bergtouren oder Unternehmungen. Sei es privat - egal ob zu zweit oder mehr - aber vor allem mit anderen Leuten, für die ich verantwortlich bin.“

„Er“ ist der Biwacksack.

So, oder im Wortlaut so ähnlich, war das Gespräch mit einem anderen Tourenführer auf der Hinfahrt zur Sommer-Berg-Hoch-Tour auf den Mt. Blanc im Juli vergangenen Jahres, an der Gruppen von verschiedenen Sektionen teilnahmen. Wir unterhielten uns über die Mitfahrenden, mit denen wir bald am Berg unterwegs sein werden und über Ausrüstung, die wir mitnehmen werden. Vor allem über die technische Ausrüstung – wie viele Eisschrauben, Karabiner, Helm, usw. bis hin zur notwendigen Verpflegung, Bekleidung, Notfallsachen etc. Immer, nein immer hatte ich ihn bislang aber auch nicht mit. Vor allem in den jungen wilden Jahren, in denen man keine Gefahr sieht und alles machen kann und will, da war ich manchmal schon in der Situation mir gewünscht zu haben, doch einen dabei zu haben. Oder wenigstens etwas mehr Kleidung; wenigstens einen Anorak, besser noch eine weitere wärmere Mittelschicht zum Anziehen. Geholfen hätte ebenso etwas zu trinken, am besten etwas Wärmeres, oder auch ein Freund, Seilpartner, Kumpel, der dir das alles geben kann; wenn nicht materiell, dann indirekt durch seine Anwesenheit. Seine Worte. Seine Aufmunterung.

Am Ende werde ich froh sein, diesmal meinen Biwacksack mitgebracht zu haben. Ich werde aber gleichzeitig für mich oder für unsere Gruppe zu bemängeln haben, dass dieser zwar ein 2-Personen-Biwacksack war, jedoch in unserer Situation nur eingeschränkt für zwei Personen geeignet war. Etwas, was mir eigentlich schon einmal früher beim alleine Biwakieren aufgefallen ist, was ich damals aber nicht weiter beachtet bzw. nachbearbeitet habe. Und ich werde es bereuen, nicht gleich zwei ideal geeignete Biwacksäcke mitgetragen zu haben, bzw. - noch besser - allen zuvor gesagt zu haben, dass jeder einen solchen Biwacksack mitnimmt.

Im Abstieg vom Mt. Blanc Gipfel.



Ich werde froh für uns sein, viel Kleidung mit dabei und bereits angezogen zu haben, es aber gleichzeitig bereuen, dass zwei von uns vieren nicht so viel warme Hochwinterkleidung mithatten. Und eben auch keinen Biwaksack.

Doch der Reihe nach.

Ich erinnere mich gut. Es waren heiße Hochsommertage. Und im Sommer, so denkt man, da ist es warm, und was soll da schon sein? Ach, so viel Kleidung braucht man da nicht, bei Gelati-all'italiana-Wetter im Tal und einer Nullgradgrenze hoch in den Sternen. Da braucht's doch keine Daunenjacke, keine Daunenhandschuhe oder dicke Fäustlinge, keine zweiten Handschuhe, keine warme Mütze, keine zweite Mütze, kein Hals-Buff, keine Überzughose, keinen Liter mehr an Getränk, kein warmes oder besser noch heißes Getränk, keinen Not-Energieriegel oder Snack.

Braucht's nicht? Ist doch warm, nein heiß. Ja im Tal. Aber oben? Und braucht's auch keinen Biwaksack? Doch, braucht es! Alles. Es braucht alles! Vor allem dann, wenn du schneller als du meinst in diese nicht erwartete Situation kommst, die dich so klein fühlen lässt, wie eine der fallenden Schneeflocken aus dem Sturm, der dich vom Nachmittag an bis zum Morgen des nächsten Tages auf über 4.300 m gefangen halten wird. In einer Gletscherspalte oder gern auch Bergschrund, am Fuße des Mt. Maudit. Und dem Wetter und den Umständen ist es egal, ob du auf 4.300 m ausharren musst, ob du verletzt bist oder nicht, oder ob auf 2.000 m etwas passiert und du in der Klemme steckst.

Wer von uns war noch nie in der Situation, sich nach dem Handschuh, der Mütze, der Daunenjacke, usw. zu sehnen, die zu Hause im warmen und trocknen Kleiderschrank liegen. Bereits, wenn wir nur am Glühweinmarkt in der Stadt stehen und frieren. Die gleiche Situation, nur weniger prekär. Da kannst du ja jederzeit ins warme Gasthaus nebenan gehen und dich wärmen oder ins Auto steigen und kurzum nach Hause fahren, ins warme Bett. Hier ging das aber nicht. Die geplante Tour ging vom Ref. des Cosmiques über den Normalweg, d.h. die klassische Überschreitung auf den Mt. Blanc mit über 4.800 m und retour zur Hütte. Das war der Plan, der für uns an diesem Tag jedoch nicht in der gemütlichen Hütte endete.

Ein blitzschnell eingetretener und viel heftiger als vorausgesagter und erwarteter Wetterumschwung hatte diesem Vorhaben einen Strich durch die Rechnung gemacht und dem weiteren Tagesverlauf seinen Stempel aufgedrückt. Noch eine Stunde vorher am Gipfel: tiptop Wetter, einige Schnapsschüsse und Luftsprungfotos – man ist ja nicht alle Tage hier. Mit meiner Lebenspartnerin Herta war ich schon zum zweiten Mal hier, ich selbst zum siebten oder achten Mal am Gipfel, für unsere beiden weiteren Bergsteigerkollegen war es eine Premiere. Während uns beim Start auf der Hütte frühmorgens noch ein starker Wind um die Ohren piffte, war es nun hier am Gipfel fast windstill; obwohl sich in der Ferne schon die Wolkentürme aufbauten und uns später die angekündigte Störung erreichte. Aber dass die Störung so heftig sein würde, wer hätte das gedacht? Und dass sie so früh daherfliegen würde? Und so schnell?

Im Nachhinein muss man zugeben, dass der Wetterbericht nachmittags von eventuellem Niederschlag in Chamonix sprach – dass es dann oben auf dem Berg in über 4.300 m schneien würde, müsste logisch sein.

Während des Abstiegs, mitten im Abseilen vom Col du Mt. Maudit, kommt auf einmal extremer Wind auf, der Nebel macht alles zu; keine Sicht, nur das immer lauter werdende vermeintliche Zischen der Mineralwasserflasche im Rucksack, bis klar wird, dass das Geräusch von der elektrischen Spannung in der Luft bzw. von unseren ins Eis gehackten Pickeln kommt. Dann ein lichterloher Blitz mit lautem Knall, Graupelschauer, Hagelschlag, nächster Blitz, Sturm – oh mein Gott, scheiße, weg hier und nichts wie runter! Runter ja, weg aus der Flanke und am liebsten ganz hinunter in die sichere Hütte – aber wann, wie und wo?



Das erste Gewitter beim Abseilen vom Col Maudit.

Unser Bergschrund.

Unten ist dann eine Gletscherspalte bzw. der Bergschrund der Flanke. Dort die Überraschung und auch ein wenig Erleichterung: wir sind nicht alleine. Für eine französische Zweierseilschaft ist hier ebenfalls Endstation. Für jetzt und für später. Bis morgen früh. Irgendwie war es schon ein gutes Gefühl „Des-nicht-ganz-alleine-Seins“. Nun waren wir also zu sechst. Und das waren Franzosen, super! Der eine konnte noch ein wenig englisch, sehr gut! Für die spätere Kommunikation mit den Rettungskräften (der Gendarmerie) sollte das enorm hilfreich sein. So war es dann auch. Das erste Gewitter zog irgendwann vorbei, Hagel und Graupel gingen langsam über in Schneefall. Und in was für einen! Mitten im Juli? Ja klar, wir sind noch weit über 4.000 Metern und da schneit's halt auch im Sommer gern; manchmal schneit's ja auch bei uns unter 2.000 Metern runter. Aber so heftig wie das jetzt hier ist, das hatte doch niemand vorausgesagt? So eine schnelle Störung? Ein derart starkes Gewitter? Dann kontinuierlicher Schneefall? Dieser Wind? Und es scheint nicht, dass das alles aufhört.

Gott sei Dank haben wir, meine Partnerin und ich, die komplette (Ski-)Hochtourenkleidung angezogen, bereits in der Nacht, seit wir bei Wind und Kälte von der Hütte gestartet sind, haben wir bis auf die Jacke auch nie etwas ausgezogen. Jetzt haben wir auf alle Fälle alles an, ok fast alles. Ich habe noch eine zweite Mütze im Rucksack, die ich jetzt rausnehme, denn ich werde sie brauchen, wenn wir hier länger rumstehend warten müssen; hier in der Spalte, in der wir einen Platz von ca. 6 x 1,5 m haben. Da kann man sich nicht groß hin und her bewegen, also nehme ich auch die Überhandschuhe raus aus dem Rucksack. Ach, hätte ich doch meine Daunenhandschuhe dabei, die würden wir wahrscheinlich auch noch brauchen. Mein Gefühl sagt mir, dass wir länger hierbleiben werden. Mindestens eine Stunde, also aufpassen, dass wir nicht auskühlen. Aber es sagt mir noch nicht, dass es dann 16 Stunden sein würden. Auch gut so. Scheibchenweise mitzubekommen, wie es um uns steht, ist besser, als gleich alles auf einmal zu erfahren. Und wenn's so wäre, dann muss es halt auch gehen. Du musst stark sein. Wir müssen stark sein. Alles geht vorbei. Hoffentlich gut.

Den Biwaksack hole ich gleich aus dem Rucksack raus und ziehe ihn meiner Freundin über: „So, den ziehst du jetzt wie einen Poncho an, Kopf oben raus, Arme und Hände bleiben darunter - ich helfe dir wenn du was brauchst.“ Er gibt ihr gleich eine Art Raumgefühl, dieser Sack, er hält Wind und Schneefall von Kleidung und Körper fern und verhindert ein Auskühlen. Er ist Gold wert - für den, der drinnen sitzt. Wie gesagt habe ich einen 2-Personen-Biwaksack dabeigehabt und gar keinen schlechten, weil er zumindest für eine Person einen Kopfausgang hatte. Zu zweit kann man in den Sack – obwohl er im Gegensatz zu vielen anderen wenigstens eine Kopföffnung hat – aber blöderweise nur hineinsteigen und sich hinlegen bzw. -hocken. Dabei zerstört man mit den Schuhen, v.a. mit montierten Steigeisen aber nach und nach das Material und bekommt die große Öffnung am Kopf nicht richtig zu, sodass es permanent hineinschneit und -weht. Hinlegen ist bei unserem kleinen Biwakplatz ohnehin nicht gegangen und deswegen hat ihn Herta wie einen Poncho übergezogen und konnte sich damit bewegen, hinsetzen, mit dem Kopf heraus schauen oder sich ganz hineinverkriechen – das war die optimale Lösung, aber eben nur für eine Person.

Ein Franzose hatte einen selbst gebauten Biwaksack, so wie ein großes Rohr, aus dickem, festem silbrigem Isoliermaterial (ähnlich wie ein Blizzard-Bag). Keine Ahnung was das genau war. Der andere hatte auch keinen Biwaksack. Ein Fehler – so wie auch wir zu wenige hatten. Scheiße. Aber die beiden hatten noch viel Reservekleidung in ihren Rucksäcken, die sie unseren Bergkollegen, die eher schwach bekleidet waren, mit zu dünnen Jacken, mittlerweile nassen Handschuhen usw. anboten: trockene Handschuhe, Baumwoll-T-Shirts usw., die sie nicht mehr benötigten, da auch sie schon gut genug angekleidet waren. Libertè - Egalitè - Fraternitè. Merci!

Die Ernüchterung.

Der Sturm hört und hört nicht auf und ich muss unseren Kollegen, die vor uns abgestiegen sind und sicher schon in der Hütte sind, Bescheid geben, dass wir hier feststecken. Die Franzosen haben nicht lange gezögert und einen Notruf abgesetzt. Für sie war es wohl gleich schon klar, dass das hier länger dauern würde. Würdest du die Notrufnummer wissen? 112 – ja, das passt (inzwischen überall, außer in Österreich und evtl. der Schweiz).

Gott sei Dank hängen wir hier fest und nicht weiter oben. Wer weiß, ob wir dort einen so guten Unterschlupf gefunden hätten. Klar, 300 Höhenmeter tiefer wären wir gerne, dort ist es flach und irgendwann wäre ein Weitergehen wohl möglich gewesen. Jetzt liegen unter uns aber noch diese 200 Höhenmeter mit Blankeis-Stellen zwischen raumgroßen Gletscherspalten. Uffa. Verwickelte Situation. Es schneit und windet dermaßen stark, dass schon lange keine Spur mehr zu sehen ist.

Meine GPS-Uhr! Ich hab doch im Aufstieg den Track ab der Hütte aufgezeichnet und die Uhr hat sogar eine Karte drauf. Bingo, die Lösung. Das muss ja gehen, den Track rückverfolgen. Im Kartenmodus angelangt und reingezoomt muss ich aber bald erkennen, dass das nicht geht. Überhaupt nicht. Hier im steilen Gelände sind wir laut den Daten auf der Uhr im Aufstieg sogar mehrmals rauf und runter gegangen – sind wir in Wirklichkeit aber nicht. Laut Uhr waren wir auch einige Male quer in die Felsen hineingewandert – stimmt aber auch nicht. Es ist halt eben nur eine GPS-Sportuhr und kein GPS-Navi zum Bergsteigen. Dem Wunsch, jetzt ein solches zu haben, folgt gleich die ernüchternde Frage, ob es denn damit möglich wäre, den Track im Abstieg exakt rückzuverfolgen? Ich weiß es nicht. Wir begannen uns etwas einzurichten und versuchten, mit Pickel und Steigeisen die Außenwand des Bergschrundes so zu erhöhen, dass es weniger hereinwehen und -schneien würde. Der Erfolg blieb aus, nach 30 m Minuten war alles wieder weiß zugedeckt. Mit den Seilen legten wir einen „Boden“ gegen die Kälte von unten aus; am nächsten Morgen mussten wir die festgefrorenen Stricke mit den Pickeln heraushacken.

Irgendwann kamen dann die Gedanken: Was, wenn die Brücke, auf der wir in der Randspalte stehen, einbrechen würde? Wir hängen ja nicht im Seil – das ist unser Boden. Aber wie sollten wir uns anseilen und sichern, v.a. wenn wir uns regelmäßig bewegen müssen. Denn alles friert ein. Die Jacken sind bald mit einer ein Zentimeter dicken Eisschicht überzogen. Wie ist das möglich? Vermutlich durch das regelmäßige „Aufwärmen“, wenn man immer wieder einmal unter den Biwaksack kriecht oder sich damit zudeckt, um dann wieder in die Kälte zu gehen. Hätten wir doch bloß alle einen Biwaksack.



Herta Linder arbeitet als Erzieherin im öffentlichen Dienst in Sterzing und ist begeisterte Allround-Sportlerin.

Die Zeit vergeht. Schon x-mal beim Notruf antelefoniert, da landest du irgendwo, wirst irgendwann zur Bergwacht vor Ort weitergeleitet, wieder ein anderer Sachbearbeiter. Uffa. Französisch, kann ich nicht so gut. Die Franzosen über Englisch sind unser Sprachrohr. Sie haben so viel zu tun, so der Notruf, Leute in Bergnot überall, sie können jetzt nicht fliegen. Zu viel Wind, Sturm, keine Sicht. Und wir können nicht runter.

Die Zeit vergeht, schon wieder ist eine Stunde vergangen. Das gibt's ja nicht, dass der Sturm nicht aufhört. An ein weiteres Absteigen ist inzwischen sowieso nicht mehr zu denken: die Aufstiegsspuren sind zugeschneit, keine Ahnung wie du in diesem Nebel und diesem Neuschnee mit deinen Leuten da heil runterkommen sollst. Mein innerer Schweinehund versucht mir einzureden, dass es alleine mit einem guten Seilpartner schon irgendwie gegangen wäre; runter ins Ungewisse, hoffend, dass der Schnee und die Eiskügelchen halten würden und nicht ins Rutschen kommen würden, und wir den Weg durch die Gletscherspalten suchen. Es sind doch nur problematische 200 bis 300 Höhenmeter ... – doch wer weiß, wie es ausgegangen wäre. Nein wir gehen definitiv nicht; alleine oder in der Gruppe, es wäre eine schlechte Entscheidung gewesen.

Wir bleiben.

Aber wie lange bleiben wir? Es ist doch erst später Nachmittag. Noch ist alles möglich. Das Wetter wird irgendwann wohl aufhören und aufreißen. Es soll doch nur eine kurze Störung sein. Wieder geht eine Stunde vorbei. Gibt's denn das, wie die Zeit dahin rennt? Ja, denn die Nacht naht. Und mit der Nacht wird die Wahrscheinlichkeit immer höher, dass nix mehr geht mit Rettung von unten oder von oben aus der Luft.

Haben wir genug zum Essen? Ja, nicht so wichtig. Man wird vor lauter Anspannung auch keinen richtigen Hunger haben. Schon komisch, mit wie wenig Essen man auskommen kann. Aber haben wir trotzdem genug mit? Auch etwas, das leicht zu essen geht? Etwas, das dir den Zucker gibt, damit du im Kopf wieder klar denken kannst? Denn irgendwann in der Nacht kannst du nicht mehr klar denken. Du bist nach bereits kurzen Nächten in den Tagen davor nun seit 1:00 Uhr morgens wach, und irgendwann ist es nächster Tag 3:00 oder 4:00 Uhr morgens, und du wirst etwas brauchen. Nicht weil du Hunger hast, sondern weil du nicht mehr klar denken kannst.

Alles wird schwierig, du musst dich konzentrieren. Das belegte Brot aus dem Rucksack nehmen? „Komm, helfen wir uns gegenseitig.“ Kauen? Was für ein Unterfangen mit eiskalten Backen. Ich bring keinen weiteren Bissen mehr runter. Aber ich muss. Ich will müssen. Unter der gefrorenen Gore-Tex-Jacke ist meine Daunenjacke auch nicht mehr trocken; ich bin nass bis auf die Haut, obwohl ich fünf Schichten am Oberkörper und drei am Unterkörper trage, dazu zwei Paar Handschuhe und zwei Mützen und den Helm habe ich auch noch drüber. Das wird schon gehen. Es muss gehen. Aber die Zehen werden kalt und die Finger auch. Eigentlich alles.

Nach x-maligem Telefonieren mit den Rettungskräften und unseren Kollegen, die mittlerweile auf der Hütte sind, nun der Rückruf von der Gendarmerie: Heute ist keine Rettung mit dem Heli mehr möglich. Das erhoffte Wetterfenster ist nicht gekommen. Wir sollten uns

von Herta Linder

Es war gegen 15:00 als wir den Bergschlund, unseren Unterschlupf erreichten. Dort waren bereits zwei französische Bergsteiger, die gerade mit der PGHM (Peloton de Gendarmerie de Haute Montagne, die für die Bergrettung zuständig ist) in Chamonix telefonierten. Robby (Robert) erzählte ihnen ganz aufgebracht vom Gewitter, in das wir geraten waren – wir mussten uns alle erst einmal sammeln und orientieren. Die Franzosen sprachen zum Glück gut Englisch und erklärten uns, was sie von der Gendarmerie erfahren hatte:

■ Im Moment kann aufgrund der Wetterverhältnisse kein Hubschrauber fliegen und wir sollen bleiben, wo wir sind.

■ Wenn sich niemand verletzt hat, sollen wir zur Cosmiques-Hütte absteigen, sobald sich die Verhältnisse bessern.

Das war für mich eine neue Erfahrung: in Not zu sein und die einzige Chance auf Hilfe wird - so dachte und empfand ich – verweigert ...

Robby zog mir gleich seinen Zwei-Personen-Biwacksack über, was mir zuerst etwas übertrieben vorkam, denn ich war der Überzeugung, dass wir entweder bald geholt werden oder den Abstieg fortsetzen können. Es dauerte nicht lange, da klingelte das Telefon von Robby: Es war die Frau vom Organisator unseres Sektionsausfluges und wir waren verwundert, warum sie uns gerade jetzt anruft, konnte sie von unserer Situation doch nichts wissen. Sie fragte uns, wie es uns geht und ob wir etwas über ihren Mann wüssten? Denn dessen Seilschaft, die sich ca. 20 Minuten vor uns im Abstieg befand, hatte einen Mitreißenfall; bei kaum 10 Metern Sicht im dichten Nebel haben wir davon aber nichts mitbekommen.

Anfangs verging die Zeit schnell: Robby telefonierte mit unseren Kollegen sowie den Verantwortlichen in der Hütte und gab die notwendigen Informationen über uns weiter. Wir teilten uns auch kurz den Biwacksack, obwohl dieser nicht zwei Kopfausschlüsse hatte; Robby kroch einfach drunter und blieb ein Weilchen. Obwohl ich eine komfortable Kopfföffnung hatte, verhedderte ich mich immer wieder mit den Steigeisen im Biwacksack und konnte mich kaum bewegen, sodass ich sie irgendwann auszog.

Wir versuchten, der Gendarmerie telefonisch immer wieder klar zu machen, dass wir nicht absteigen konnten und ein Bergkamerateil von uns sehr friert, worauf sie mit diesem sprechen wollten. Ich hatte das Gefühl und war überzeugt, dass sie uns nicht einfach hier oben lassen können; die ganze Nacht über – das wäre doch unverantwortlich ...

Heute, im Nachhinein, sehe ich die Sache anders: Wir hatten mit unserem Bergschlund einen guten Unterschlupf, waren nicht verletzt und hatten genügend Bekleidung – wieso sollten sich dann noch andere Personen in Gefahr bringen?

Leider hat uns die Gendarmerie nie mitgeteilt, dass der starke Wind der Grund war, weshalb sie nicht fliegen konnten. Weil es immer wieder Wetterfenster mit guter Sicht gab, fühlte ich mich deshalb im Stich gelassen. Aber natürlich denkt man in einer solchen Situation positiv und glaubt, alles besser zu wissen, da man ja nur ein Ziel vor Augen hat: so schnell wie möglich aus

auf die Nacht einrichten und bekommen gute Ratschläge, wie wir die Nacht hier oben auf über 4.300 m überstehen sollten. Die Angst greift um sich. Mehr als zuvor. Bei meinen Bergkollegen und auch ein wenig bei mir. Nein, das dürfen wir nicht zulassen. Die Angst muss den Namen Respekt und Ehrfurcht erhalten. Wir schaffen das. Ein bekannter Spruch eines großen Politikers „Yes We Can“, der eines anderen „Egal wie. Das muss gehen.“ Es darf keine Panik aufkommen. Die Nacht naht.

Handy raus: Wie viel Akku hab ich noch? Und du? Oh, die Kapazität schrumpft ordentlich bei dieser Kälte. Zum Glück bin ich mit vollem Akku gestartet und hatte das Handy meistens im Flugmodus und von Anfang an immer dicht am Körper getragen, aus Angst vor dem Kälteschock der Handys, die dir dann auf einmal nur mehr 3 % Ladung zeigen, und sich dann herunterfahren. Und da du nicht in einen warmen Raum kommst, wird dann nix mehr sein mit Anschalten. Im Bergschrund habe ich es jetzt schon stundenlang direkt auf der Haut. Damit es warm bleibt.

Zum wiederholten Mal telefoniere ich mit unserer restlichen Gruppe in der Hütte. Sie sorgen sich, leisten ein gutes Krisenmanagement, kommunizieren nach innen und außen und geben uns die gleichen Ratschläge für's Biwak wie die Gendarmerie. Alles schon so erledigt, aber danke für die Stimme am Telefon. Ja, ich weiß, alle müssen die Nacht überleben. Zum Glück sind wir in dieser Gletscherspalte/Bergschrund. Das wird gehen, denke ich. Das muss gehen!

Wie wir am nächsten Tag erfahren werden, werden zwei Bergsteiger einer Dreiergruppe, die wir beim Absteigen in ihrem Aufstieg gekreuzt haben, auf ca. 4.500 m einen Erfrierungstod sterben. Sie befanden sich nur 200 Höhenmeter weiter oben als wir. Aber wohl nicht in so einer gemütlichen Spalte wie wir sie am Ende hatten. Und im Eis ein Loch ausschaufeln geht nicht gut. Und wer hat im Juli schon eine Schaufel mit?

Wir hatten Glück mit unserem Platz.

Unsere Miniwohnung hat sich von selbst eingeteilt. Am Ende Schlafzimmer/Ruheraum, in der Mitte Bewegungsraum/Essensraum und am anderen Ende die Toilette. Dann Abgrund.

Schon wieder ein Gewitter! Gibt's das? Es schneit doch? Die noch auffindbaren Pickel und Steigeisen legen wir weit weg von uns und ich drücke sie runter in den Schnee, ich will sie nicht mehr sehen. Die Nacht wird lichterloh erhellt. Wir kauern in unsere Spalte rein, alle aneinandergereiht. Mehr Platz ist nicht. Du musst auf einem Haufen sein, ob du willst oder nicht und so weit wie möglich drinnen. Hoffentlich geht das schnell vorbei.

Ich bete. Laut. Wirklich. Und wir, meine Freundin und ich, versprechen auf einer Wallfahrt mitzugehen (was wir dann auch im November des gleichen Jahres machen). Egal, ob oder an was du glaubst oder nicht, mach etwas, das dir Halt gibt und auf das du vertraust. Ich weiß nicht, woran die beiden Franzosen gedacht haben und auch nicht, woran meine beiden anderen Bergkameraden. Fotos, sollten wir mal ein Bild machen? Wieso? Für wen? Zu zeigen, wie wir's hatten? Wie es uns erging? Nein, braucht es nicht, ich bin nur froh, wenn das alles gut vorbeigeht. Heute im Nachhinein denk ich mir, ja wäre doch toll ein Bild zu haben von dort oben, in der Nacht, wie wir allesamt versuchten, die Zeit herumzuschlagen. Mal sitzend, liegend, stehend, dann mal Mosaik-spielend gleiche Eisgebilde in der Eiswand vor uns suchend. Dann wieder schlafend. Im Stehen schlafend, denn ich muss nur kurz die Augen zumachen, weil ich sie nicht mehr aufhalten kann. Erschöpfung und Müdigkeit griffen um sich.

Nein es gibt keine direkten Fotos dieser Nacht. Wenngleich wir alle vier und auch die beiden Franzosen Telefone bei sich hatten, lautet die Devise: Akku sparen, denn du weißt nie, wie alles weitergeht. Hier gibt's keine Steckdose zum Aufladen und es fehlt dir bald schon die Kraft oder die Lust, das Telefon von ganz unten hervorzuholen. Bringst du doch schon nicht einmal mehr den eingefrorenen Reißverschluss der Jacke auf.

Trinken, haben wir noch was? Nicht mehr viel, aber egal, ich habe eh keinen großen Durst. Du musst aber trotzdem trinken, was schön wäre, wenn der Tee doch noch so heiß wäre wie in der Hütte und wir noch einen Liter mehr hätten. Haushalten ist angesagt.



Nach überstandener Nacht in unserem Bergschrund.

Wir müssen uns in Bewegung halten. Los!

Ich hab keine Lust mich zu bewegen, ebenso wie alle anderen auch. Es hilft aber nichts, du musst dich bewegen, denn irgendwann hilft auch der beste Biwaksack und die ganze Kleidung und auch was Warmes zu trinken nicht mehr. Meine Freundin sagt mir, so jetzt sind wir wieder dran: Kniebeugen, auf und ab. Uff, bin ich müde. Ich schwenke meine Arme vor und zurück, aber ich kann es nicht mehr so heftig; ich hab keine Kraft mehr oder einfach keine Lust. Es tritt eine bestimmte Antriebslosigkeit ein. Du musst sie aber im Griff haben. Schüttle deine Hände weiter, dann halt nur leicht, aber schüttle sie, halte dich in Bewegung.

Jetzt aber genug. Ich bin müde. Muss mich wieder hinsetzen, möchte mal ein wenig dösen. Schlafe dann nach Absprache mit meiner Partnerin auch ein wenig, sitzend oder kauend, zugedeckt mit dem Überstand des Biwaksackes, der übrig ist. Drinnen steckt sie, meine Freundin. Sie bleibt wach, hatten wir vereinbart, denn wir sehen, auch alle anderen scheinen gerade mal zu ruhen. Einer der Franzosen schon lange, sehr lange. Wir schreien ihn an, schütteln ihn und irgendwann kommt er zu sich, zurück aus seinen Träumen. Wenn du so richtig fertig und müde bist, es dazu auch noch so kalt ist, dann ist es so leicht wegzutreten. Du merkst es nicht, wie dich der Schlaf übermannt, sondern denkst, Herr der Dinge zu sein. Es dürfen nicht alle gleichzeitig schlafen, einer muss munter bleiben und auf die anderen schauen, oft ist es Herta.

Sie ist zart, aber stark wie eine Löwin. Wo nimmt sie bloß diese Kraft her? Dieses Sich-und-die-anderen-immer-wieder-Aufraffen, das zu tun, jenes zu tun. Irgendwie hat sie die ganze Biwakierzeit und vor allem in der Nacht ein permanentes Programm am Laufen, fast schon stressig. Der Mensch braucht einen gewissen Stresslevel zum Leben und ich bin froh, hier nicht alleine zu sein. Ich bin froh, dass sie da ist.

„Wir überleben das! Alle! Wir packen das!“

Das war meine energische Antwort auf die bereits vor Einbruch der Nacht aufkommende Frage eines unserer Kameraden: „Wenn wir hier nicht mehr vor Einbruch der Nacht wegkommen oder sie uns nicht mehr holen können: Kann man das überleben? Die Nacht hier oben, bei diesem Sturm, in dieser Eiseskälte?“

Meine Antwort kommt ohne groß nachzudenken, weil es einfach diese Antwort sein muss. Es gibt keine Alternative. Es muss so sein. Wir haben doch einen Biwaksack dabei und Alu-Rettungsdecken, wir haben gute Kleidung an und teilweise noch mehr davon und wir haben noch zu trinken und zu essen. Ich wünsche mir zwar von allem etwas mehr zu haben, aber jetzt ist es halt so. Und wir haben hier einen den Umständen entsprechend guten Platz. Das muss gehen. Das geht sicher! Die Alu-Rettungsdecke mag ja was für den Notfall sein, aber wirklich nur für den einfachen Notfall. Als Biwaksack-Ersatz ist sie gleich einmal überfordert. Einmal irgendwo mit einer Eis-schraube oder spitzem Gegenstand hängengeblieben und sie reißt ein. Bei einem dermaßen starken Wind, wie wir ihn hatten, zerfetzt es sie unaufhaltsam und bald hatten wir aus einer gleich zwei, dann drei, dann vier Aludecken, immer kleinere. Nicht gut. Ich habe auch Angst, zeige sie aber nicht oder hoffe, niemand sieht sie. Meine Freundin wird sie bemerkt haben, sie kennt mich so gut, dass der Tonfall der Stimme oder ein Blick ohne Worte etwas sagen. Doch alle in der Spalte sind wir füreinander da. In Worten, Gedanken und

dieser Situation rauszukommen. Irgendwann hörten wir dann einen Hubschrauber, sehen konnten wir ihn nicht. Wir waren von unseren Kollegen informiert worden, dass tatsächlich unter uns eine Seilschaft abgestürzt war und nachdem der Helikopter wieder weg war, sahen wir irgendwann sechs oder sieben Personen weit unten über den Gletscher gehen. Wir reimten uns zusammen, dass das diese Seilschaft sein musste.

Die beiden französischen Bergsteiger, mit denen wir den Bergschrund und unsere Lage teilten, waren gut ausgerüstet. Sie hatten sogar warmes Gewand übrig und boten es unserem Ko-llegen M. an, der am meisten fror. M. war zuerst zögerlich, bis ich ihm sagte, er soll doch alles nehmen, was er kriegen kann, um weniger zu frieren; so zog er eine weitere Fleecejacke und wärmere Handschuhe an.

Auch ich hatte noch etwas Reservekleidung im Rucksack - ein Funktionsshirt, ein Tuch und Überhandschuhe – die ich für den Notfall für mich selbst behalten wollte. Ich habe auch mit Robby darüber gesprochen und wir haben uns geeinigt, sie für mich als Reserve zu behalten. Ich wusste genau, dass das egoistisch war, denn unser Kollege fror sehr, aber ich dachte in diesem Moment einfach auch an mich.

Ich hatte den Eindruck, dass es M. nicht gut ging: er fror von Anfang an und als ihm bewusst wurde, dass das wir hier die Nacht verbringen müssen, fragte er Robby: „Kann man das überstehen? Ist das überhaupt möglich?“ Robby antwortete klar und direkt: „Ja, das überstehen wir!“ Auch unser zweiter Seilpartner F. fror stark und auch er sagte zu mir, dass er nicht wisse, ob er die Nacht schafft. Ich versuchte ihn zu ermutigen und sagte ihm, dass wir das zusammen packen. „Zusammen packen wir das!“, diesen Satz wiederholte er dann och öfters. Für mich war das klar, ich zweifelte keinen Moment, dass wir hier nicht gut wegkommen. Ich verspürte nie Angst oder gar Panik. Als abends noch einmal ein Gewitter durchzog, wurde Robby ziemlich nervös. Wir schmissen Pickel, Steigeisen usw. ans andere Ende des Bergschrundes und kauerten uns ganz eng ins hinterste Eck. Wieder rieselten Neuschnee bzw. Graupel auf uns herab, aber zum Glück war dieses Gewitter weiter entfernt und bald wieder vorüber.

Als es dunkel wurde bekamen wir von unseren Freunden in der Hütte via Telefon die Nachricht, dass wir heute definitiv nicht mehr geholt werden würden und dass wir uns gut auf die nächsten Stunden vorbereiten sollten. Somit war klar: Wir verbringen nun doch die Nacht am Berg. Auch die Gendarmerie meldete sich nochmals und gab uns Tipps: eng zusammenzurücken und uns gegenseitig zu wärmen, nicht zu schlafen, sondern miteinander zu reden und immer wieder zu bewegen. Dann wünschten sie uns noch eine gute Nacht, nicht bevor sie uns noch mitgeteilt hatten, dass es in den Morgenstunden ein Schönwetterfenster geben würde und wir die ersten wären, die von ihnen abgeholt werden würden. Diese Information war für mich beruhigend und ich dachte mir, dass die Nacht schnell vorbei sein würde, denn bis jetzt war die Zeit auch wie im Flug vergangen. Wir holten unsere Rettungs-/Silberfolien aus den Rucksäcken und stellten uns am Ende des Bergschrundes, wo die Spalte am schmalsten war, alle im Kreis zusammen und wärmten uns.

Werken könnte man fast sagen. Gespräche, Beschäftigungen, boxen, turnen, sich aneinander reiben, dann wieder mal rasten, sich gegenseitig und als Zeitvertreib fragen, ja wie kann denn der eine Franzose im Stehen schlafen? Wie geht das? Mit dem Ellbogen an der Eiswand abgestützt. Phänomenal. Oder einfach derart müde und fertig.

Sterne.

Dann, ich traue meinen Augen nicht. Sterne. Am Himmel stehen Sterne. Es ist so was von surreal, aber da sind sie wirklich. Das Wetter bessert sich, der Wind lässt nach und die Wolken lichten sich. Doch nur kurz und bald ist wieder alles von Nebel und Wolken eingehüllt. Ich hoffe nur, dass das Wetter dann in der Früh so gut ist, dass Rettung aus der Luft kommen kann.

Doch dann sind sie wieder da, die Sterne. Ganz viele. Welche Freude. Irgendwann dann unten im Tal Lichter. Warm anmutende Lichter, von Häusern und Straßenlaternen. Es herrscht klare Sicht. Kein Schneefall mehr, lediglich einige Nebelschwaden, die die Sicht auf Chamonix hinunter immer wieder nehmen. Einige Lichter bewegen sich. Das sind Autos. Warum schlafen diese Menschen nicht? Gedanken gehen durch meinen Kopf. Wie gerne würde ich jetzt mit meinen hier festsitzenden Bergkameraden da unten im Tal sein. Ich sehne mich in einen dieser lichtscheidenden Räume hinein, in ein warmes Bett. Ich will endlich schlafen.

Ich weiß nicht, wie ich das durchhalte, denn ich friere so sehr. Selbstzweifel kommen auf. Immer wieder und nicht nur bei mir, sondern bei jedem von uns. Ich glaube, am wenigsten bei meiner Freundin, aber sie hat meiner Meinung nach die Luxusvariante erwischt, wie einer der zwei Franzosen auch: in dieser Hülle aus Ny-lon, die so viel Wärme geben kann, dass man es kaum glaubt. Ich erinnere mich, wie wir einmal beim Rennradfahren über den Großglockner mit zu wenig Kleidung in die bitterkalte Abfahrt mussten. Es regnete und wir hatten nichts zum Anziehen. „So können wir doch nicht runterfahren, das halten wir nicht aus“, und so haben wir uns am Pfuscher Törl in den WCs und Putzkammern der Müllsäcke bedient und eingekleidet: schnell Jacke, Hose, Beinlinge, Ärmelinge und Überschuhe aus Müllsäcken fabriziert und es funktionierte. Zwar nur schwarzes Nylon, aber wärmer als der bitterkalte Regen und Wind auf der Haut. Und Meter für Meter runter ins Tal wurde es besser. Man denke an die Rennradfahrer von früher, als sie sich bei den großen Rundfahrten mit Tageszeitungen unterm Radtrikot

vollgestopft haben. Als Windschutz. Das geht. Es hilft. Zumindest eine Zeit lang. Und dann ist das Schlimmste eh vorbei. Doch hier oben haben wir keine Müllsäcke und keine Zeitungen, sondern nur das, was wir in die Rucksäcke gepackt haben.

Zeit.

An die zehn Stunden vergehen, eine erbärmlich lange, eisig kalte Zeit, ehe sich einer unserer Seilpartner dazu überwindet, den Rucksack von den Schultern zu nehmen, eine Überhose rauszunehmen und diese anzuziehen. Es war wohl deshalb erst jetzt, weil zum Reinschlüpfen in die Hose vorher die Schuhe ausgezogen werden müssen. Und wo stellst du dich dann hin? Alles voll Schnee. Warum geht diese Hose nicht an der Seite auf? Am besten durchgehend. Warum verkauft bzw. kauft man so was, so was Blödes. Aber man hat im Geschäft und zu Hause ja auch noch nicht daran gedacht, mal in diese Situation zu kommen und dann brauchte es dieses Feature halt nicht. Die Zeit vergeht immer langsamer. Dann endlich Morgendämmerung, roter Himmel, wolkenlos. Wir glauben es nicht. Was für ein Glück. Alles offen. Freie Bahn für die Rettung aus der Luft. Ich erhalte wie vereinbart früh morgens kurz nach 5:00 Uhr den Telefonanruf von einem Kollegen von der Cosmiques-Hütte. Ich kann die Erleichterung in seiner Stimme hören, als ich ihm sage, dass es uns allen gut geht. Mir ist zum Weinen zumute, ihm auch. Er ist ein super Kerl, der was drauf hat und dir auch von so weit weg Halt und Kraft gibt – über's Telefon.

Dann die Nachricht, auf die wir so lange gehofft haben. Sie kommen uns holen, die Peloton de Gendarmerie de Haute Montagne (PGHM) von Chamonix. Mit dem Helikopter. Sie müssen zuerst noch einen wichtigeren Einsatz auf den Gipfel des Mt. Blanc fliegen, dann sind wir dran.

Los, wir ziehen aus.

Wohnung sprich Bergschrund ausräumen und Sachen einpacken ist angesagt. Die Seile sind unter einem halben Meter festgetretenem Schnee eingefroren und müssen mit den Pickeln herausgehauen werden. Ich brauche sage und schreibe eine halbe Stunde Zeit, um meine zwei Eisgeräte am Rucksack zu fixieren und das Seil hineinzustopfen – derart kalt sind meine Hände.



Der Anflug des Helikopters.

Dann der Helikopter, was für eine Erleichterung. Im ersten Anflug wird die Situation erkundet: alle sechs Personen stehen, keiner liegt am Boden oder ist verletzt. Jetzt aber mache ich ein Foto, jetzt geht das. Akku, gib her was du noch hast. Wir werden gerettet. Ein Flugretter wird abgesetzt, hängt uns jeweils in Zweierpacks ein und per Seilwinde geht es etwas nach oben, bevor wir am Tau zum Gletscher hinuntergebracht werden. Raus aus unserer Unterkunft für den letzten halben Tag und die letzte Nacht. Ich frage mich, wer von uns schon einmal Heli geflogen ist? Ich ja, bei meinen beiden Kameraden und den Franzosen weiß ich es nicht, aber für Helga ist es das erste Mal. Die wird Augen machen, denk ich mir noch, wenn sie an der Winde hängend über den Gletscher drüber fliegt. Was für ein Gefühl. Befreiung. Rettung. Endlich. Bin ich froh. Danke lieber Gott. Zuerst werden wir sechs Menschen, dann werden die Rucksäcke mit dem Material von „unserem“ Bergschrund unter dem Col Mt. Maudit gestaffelt zum Plan du Midi geflogen und anschließend alle in die Maschine gepackt und weiter nach Chamonix gebracht. Wir landen am Heliport der Gendarmerie. Einer der Franzosen muss gleich weiter ins Krankenhaus, denn er spürt einen Finger nicht mehr. Ein warmer Raum und Tee, Kaffee, Kekse. Was für ein Wohlgenuss!

Bin ich froh!

Wie wir alle. Die Franzosen sagen, sie hätten noch nie eine Frau kennengelernt, die so viel redet. Die ganze Nacht. Sie können sich nicht vorstellen, was meine Freundin immer zu erzählen gehabt habe. Aber sie seien dankbar dafür. Das habe sie auch wachgehalten, wenngleich sie kein Wort verstanden haben. Es ist also noch einmal alles gut ausgegangen. Wie so oft. „Aus Fehlern lernt man“, sagt man. Also, was können wir, was kann ich mitnehmen?

■ „Kleingedrucktes“ und zwischen den Zeilen Stehendes im Wetterbericht besser beachten. Nicht Wetterbilder schauen, sondern den Text lesen und verstehen.

■ In Zukunft noch das eine und andere warme Kleidungsstück mehr mitnehmen.

■ Weitere Notfallriegel und eine Thermosflasche mit heißem Tee.

■ Bei längeren/exponierten Touren einen externen Akkupack fürs Handy (und auf alle Fälle mehrere Handys/Gruppe) und evtl. ein weiteres Kommunikationsmittel, das über Satellit (in Reach) oder Funk (Schweiz) funktioniert.

Wieder zuhause angekommen habe ich mich gleich nach einem besseren Biwaksack umgeschaut und gekauft. Geworden ist es ein 3-Personen-„Windsack“, der multifunktional, zum Reinliegen, Reinsetzen und als Einzel- oder Mehrfachponcho geeignet ist. Den habe ich seitdem - man höre, staune und lache – nicht nur auf jeder (Ski-) Hochtour, sondern auch bei der kleinsten „normalen“ Skitour mit dabei. Ohne jeden Notfall setze ich mich bei der Gimpelpause drauf oder „parke“ mich selbst oder jemand anderen komfortabel darin, der z.B. auf den Gipfelgrat verzichten und lieber auf die anderen warten möchte.

Und eine Notsituation bedeutet ja nicht immer gleich biwakieren zu müssen. Es reicht, dass du oder dein Partner sich auch nur leicht verletzt und ihr auf die Bergung warten müsst. Weißt du, wie lange das dauert? Auch nur 20 Minuten können zur Ewigkeit werden und ein Biwaksack kann auch hier hervorragend helfen: er hält trocken und warm.

Denn man weiß nie. ■

Die umgehängten Folien zerrissen recht schnell durch den immer wieder starken Wind und weil es immer noch graupelte, rieselte der Schnee von oben direkt auf uns herunter.

Ich hatte außerdem Bedenken, weil wir ja eigentlich in einer Spalte standen und noch dazu alle am selben Ort und fragte Robby, ob die Schicht wohl halten würde? Ich fühlte mich sehr unwohl, denn wenn wir schon vom Gewitter gut davongekommen waren und diesen Unterschlupf gefunden hatten, würden wir jetzt wohl nicht in die Spalte einbrechen. Naja, wir haben das kurz besprochen und irgendwie schnell vergessen oder verdrängt. Ich denke, ich hatte nicht mehr so viel Energie und Lust auf Was-wäre-wenn-Diskussionen.

Später lösten wir unseren Kreis auf, die Franzosen begannen Essen zu verteilen und vor allem einer von ihnen war sehr hilfsbereit und aktiv; während sein Partner die ganze Zeit in einer Art doppelter Aludecke am Boden lag und ich nur hoffte, dass er nicht erfriert und am Morgen wieder aufsteht. Er verhielt sich auch die ganze restliche Nacht ruhig, lag immer am selben Platz und irgendwann dachte ich mir, dass sein Partner für ihn verantwortlich sei und ich schaute mehr auf „meine“ Leute.

Wir machten zusammen folgenden Plan: wir teilten uns in Zweierteams ein, in denen jeder zehn Minuten rasten konnte, während der andere über ihn wachte; dann wurde getauscht und der, der sich ausgerastet hatte, stand auf und bewegte sich. Wenn ich mich hinsetzte, fragte mich F. öfters, ob er sich neben mich setzen durfte und ob ich ihn wärmen konnte. Da der Biwaksack sehr groß war, konnte ich ihn zudecken und er legte sich zu mir. Ich hatte das Gefühl, er brauchte nicht nur die Wärme des Biwaksackes, sondern auch meine Gegenwart. Er hing regelrecht an mir; wenn ich aufstand, stand er bei mir und fragte: „Wann setzt du dich wieder hin ...?“

M. versuchte ich im Stehen zu wärmen, indem ich ihn mit dem Biwaksack umschloss, festhielt und auch am ganzen Körper rubbelte. Er zitterte am ganzen Körper und sagte, dass sein Rücken sehr schmerzte. Ich glaube, er hat von uns am meisten gelitten. Er hat auch seine Frau angerufen, die ihm den Auftrag gab, sich stündlich zu melden und als ich meinte, dass sie sich wohl große Sorgen macht, sprach sein Gesichtsausdruck Bände; er hatte Angst. Manchmal stand er einfach nur vor der Schneewand und beleuchtete diese lange mit der Stirnlampe, bevor er einen Schritt weiterging, um abermals dort die Schnee- und Eiskristalle zu betrachten ...

Robby und ich wechselten uns beim Schlafen ab: zehn Minuten Augen zu, dann wechseln. Einmal hatten wir beide die Augen geschlossen und für ein Weilchen gedöst. Als Robby mich darauf aufmerksam machte, verneinte ich das sofort – ich konnte aber in Wirklichkeit nicht sagen, ob ich geschlafen hatte oder nicht. Dann wieder aufstehen und bewegen, was sehr schwer fiel, denn man hatte keine Lust sich überhaupt zu bewegen, sprich aufzustehen.

Aber so verging die Zeit, langsam: wir fragten M. dauernd, wie spät ist es ist und jede vergangene halbe Stunde war wie ein Sieg. Er musste sich auch jedes Mal aufraffen, auf die Uhr zu schauen.

Nach Mitternacht verging die Zeit noch langsamer; manchmal fragte ich M. alle zehn Minuten und war enttäuscht, als ich dann die Uhrzeit hörte. Unsere Spalte war eng: wollte eine Person in eine Richtung gehen, musste eine andere etwas zur Seite ausweichen; das war oft anstrengend und manchmal nervte es mich einfach, wenn jemand „im Weg stand“ obwohl einfach nur kein Platz war.

Meine „Beschäftigung“ war es, meinen Rucksack und den von Robby vom Schnee zu befreien. Der war festgefroren und setzte sich überall, in allen Rillen fest. Ich rieb jede Stelle und Rille sorgfältig frei, bis mein Rucksack fast sauber war; dann nahm ich mir den von Robby vor und meiner war dann inzwischen wieder voll mit Schnee. Ich befreite auch Robby immer wieder vom Schnee, der sich auf den Schultern und am Rücken und am Nacken hinter der Kapuze festsetzte – fünf Zentimeter waren immer schnell zusammen. Obwohl es ihm auf die Nerven ging, machte ich damit weiter.

Ich habe viel geredet und wir haben auch gebetet; laut, das hilft. Ebenso habe ich gesungen, wobei mir zur herrschenden Stimmung „Zombie“ von den Cranberries eingefallen ist. An Essen oder Trinken habe ich nie gedacht, auch daran nicht, mein Mobiltelefon zum Fotografieren rauszuholen. Telefonieren oder Nachrichten an meine Angehörigen wollte ich auch nie verschicken; denn warum sie unnötig in Sorge bringen? Sie konnten doch ohnehin nichts ausrichten und außerdem hatte ich immer das Gefühl, dass ich hier lebend rauskomme. Ich habe auch kaum an sie gedacht, sondern war damit beschäftigt, im Hier und Jetzt zu denken. Für mich war klar: Morgen wird alles gut. Ich fühlte mich auch sicher, weil Robby bei mir war. Er war erfahren und wusste, was zu tun ist und ich vertraute ihm hier voll und ganz. Er kümmerte sich gut um seine Gruppe und wir haben uns gegenseitig unterstützt. Durch seine ruhige Art kam bei niemandem Panik auf.

Als er dringend zur Toilette musste – wir haben den Unterschlupf irgendwann in Schlafzimmer, Aufenthaltsraum und Toilette eingeteilt – habe ich ihn unterstützen müssen. Er hatte Bauchschmerzen und musste seinen Darm schon seit längerer Zeit entleeren; dringend, denn sonst wäre es sprichwörtlich in die Hose gegangen. Als er sagte, dass er es nicht mehr aushielt, bot ich ihm meine Hilfe an und meinte, das wir das zusammen machen: Wir gingen ganz ins Eck, er zog alle Schichten aus – ich holte davor noch unser belegtes Brot, das in Servietten gewickelt war, aus dem Rucksack, um die Servietten als Klopapier zu benutzen – dann hielt ich ihn an beiden Händen, damit er es schaffte, in die Hocke zu gehen. Das war für mich ganz selbstverständlich und auch nicht unangenehm; ich war froh ihm helfen zu können. Außerdem waren wieder 15 Minuten vergangen ... Das Brot, das ich inzwischen in die Jackentasche gesteckt hatte, wollten wir nun essen. Aber es war in die Tasche eingefroren und dauerte etwas, bis ich es rausholen konnte.

Nach Mitternacht, wann genau weiß ich nicht mehr, schaute ich zum Himmel und sah die Sterne. Wir standen an der Schneewand, die sich hinter uns gebildet hatte und blickten ins Tal, sahen die Lichter von Chamonix. Es war ein schönes Gefühl und wir freuten uns, denn es bedeutete, dass es aufklarte und der Hubschrauber in der Früh fliegen konnte. Später meinte F., dass er so friere und noch eine Überhose im Rucksack habe. Aber er schaffte es nicht sie rauszuholen, denn den Rucksack hatte er immer am Rücken. Wir redeten ihm zu, die Hose anzuziehen und irgendwann holte er sie auch heraus. Er begann, sie wie in Zeitlupe anzuziehen. Man merkte, wie

erschöpft er war und wie anstrengend es für ihn sein musste. Es dauerte an die 20 Minuten bis er sie angezogen hatte, doch danach ging es ihm besser. Gegen 3:00 morgens wurde mir bewusst, dass ich begann zu halluzinieren: die Gesichter meiner Kollegen veränderten sich; einer bekam Hamsterbacken, die sich auf und ab bewegten, wenn er sprach, und Robbys Nase wurde zu einem langen Kringel. Dieser Zustand dauerte aber nicht lange an und ich war mir bewusst, dass diese Dinge nicht real waren. Auf alle Fälle eine interessante Erfahrung, an die ich mich heute noch gut erinnern kann. Ebenso erkannte ich M. nicht mehr; Robby und ich schauten immer wieder, ob noch alle von uns da waren. Es konnte ja gut sein, dass sich irgendjemand von dem Unterschlupf entfernt hatte. Als wir einmal alle durchzählten, fehlte aus meiner Sicht M., doch Robby meinte, dass er direkt neben mir stünde. Ich war so überzeugt, dass das einer der Franzosen war, dass ich ihn auf Englisch ansprach: „Are you ok?“ Seine Antwort „Yes, and you?“ veranlasste nun Robby dazu, laut nach M. zu rufen, woraufhin die Stimme nun auf Deutsch sagte: „Ja, ich bin hier.“

Als es 4:00 war dachte ich: „Super, nur noch zwei Stunden. Die vergehen nun auch recht rasch.“ Ich blieb nur mehr sitzen und wollte nicht mehr aufstehen, wahrscheinlich aufgrund der Erschöpfung. Ich machte mir nun keine Sorgen mehr, für mich war alles so gut wie geschafft. Geschlafen habe ich auch nicht mehr und mit jeder halben Stunde wurde die Stimmung besser. Als es gegen 6:15 hell wurde, klingelte das Telefon von Robby und unsere Kameraden auf der Hütte teilten uns mit, dass der Hubschrauber soeben im Tal gestartet sei; gleichzeitig rief die Gendarmerie bei einem der Franzosen an und sagte, sie wären bereits unterwegs.

An den Vorbereitungen zu unserem Aufbruch habe ich mich kaum beteiligt; alles war ja eng und in meinem Biwaksack war ich noch ungeschickter, als jeder begann seine Sachen zusammenpacken. Ein Franzose fand seinen Pickel nicht mehr, der vom permanent herunterrieselnden Schnee zugedeckt wurde. Über Nacht wuchs so aus der kleinen Wechte über unserem Bergschrund eine meterhohe Schneewand. Das Seil das wir am Boden ausgebreitet hatten, um uns darauf zu setzen, war komplett ein- und angefroren und Robby mühte sich in Zeitlupe ab, es zu befreien. Es fiel allen sichtbar schwer, die Rucksäcke zu packen, im Schnee zu wühlen oder jemandem anderen zu helfen.

Den Biwaksack zog ich mit Robbys Hilfe erst aus, als wir den Hubschrauber hörten. Durch ihn hatte ich zweifelsohne am wenigsten Probleme mit der Kälte und Nässe – erst als es hell wurde, sah ich wie durchnässt bzw. gefroren die Bekleidung der anderen war. Ich hatte in der ganzen Zeit nie richtig zu kalt gehabt, auch nicht an Zehen und Fingern. Ich fror ab und zu etwa, aber nie extrem. An den Beinen hatte ich drei Schichten Bekleidung an, am Oberkörper fünf, mit einer neuen Gore-Jacke als äußerste Hülle. Mein Helm blieb immer am Kopf, über die Handschuhe hatte ich die dicken Überhandschuhe an und der Biwaksack war Gold wert! Leider hatten wir insgesamt nur diesen einen mit. Erst später im Tal merkte ich, dass auch ich bis auf die Haut durchfeuchtet war, vermutlich weil am Berg noch alles gefroren war.

Die Bergung durch die Gendarmerie mit dem Helikopter war dann wie eine Befreiung. Alles ging schnell und wurde professionell und ohne viel Gerede abgewickelt.

Fotos: Archiv Sparber/Linder